

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 220 (1947)

Artikel: Dem Kaiser, was des Kaiser ist
Autor: Balmer, Hans R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655220>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dem Kaiser, was des Kaisers ist

Von Hans Rud. Balmer

I.

Seit vielen Jahren zum erstenmal waren die Reichwiler mit ihrem guten Pfarrherrn nicht zufrieden. Während in der leergewordenen Kirche noch die letzten Orgelklänge verhallten, standen die recht zahlreichen Kirchgänger blinzelnd in der hellen Vormittagssonne herum, und die Gruppen und Grüpplein in Tracht und Halblein lösten sich langsamer auf, als es sonst der Brauch war. Und auch als man sich in gewohnter Geruhfamkeit heimzu wandte, setzte es noch manches verwunderte Kopfschütteln, ja, da und dort sogar ein halblautes Aufbegehren ab. Beim einen und andern mag das gelinde Zörnlein gar die sonntägliche Fleischsuppe überdauert haben.

Es war aber auch ein starkes Stück, daß der gute Herr nun schon solche Dinge in seine Predigt einbezog. Freilich, das Textwort stand in der Heiligen Schrift; da gab es nichts zu markten. Aber, gab es nicht noch eine Menge anderer Bibelworte, über die zu predigen nötig und schicklich und vor allem eben erbaulicher wäre? „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ Wenn er wenigstens beim Text geblieben wäre; Kaiser heißt es und nicht Staat und Bund! Und zudem — nun ja, eben, ein Pfarrer sollte bei der Religion bleiben und sich nicht in allzu private Dinge einlassen, wenn er nicht begehrt, bald nur ins bloße Holz seiner Kirchenstühle zu donnern.

Daß um dieser Predigt willen viele Reichwiler eine schlaflose Nacht verbracht hätten, wäre nun freilich zuviel gesagt. Es war ja eben auch nur eine Predigt, wie der gute Herr jeden Sonntag eine hielt. Man ging noch recht fleißig hin, weil es eben Sonntag war und Brauch, hörte sich die Worte an und dachte sich seine Sache dabei oder auch nicht, ließ seinen Bagen in die Büchse klingen und trat wieder ins Leben hinaus. Vielleicht daß man beim Gang übers Feld dem Nachbarn beistimmte oder selber fand, man hätte es mit dem Pfarrherrn seinerzeit doch recht gut getroffen — dann aber sah man sich die Saaten an und die Bäume, sah neue Arbeit, hatte dies und das zu überlegen und zu planen für die

kommende Woche; es kam der Werktag mit seinen Verpflichtungen und Sorgen, von denen ja so ein Pfarrherr wenig oder nichts wissen kann. Darum soll er auch nicht hineinreden. Schuster, bleib bei deinem Leisten; das ist eine alte Weisheit.

Immerhin, der Text und seine Auslegung schienen doch da und dort etwas tiefer eingeschlagen zu haben, so auch bei Jumper Rosina Dubach, der ehrbaren Krämerin des Dorfes. Es geschah nämlich das Unerhörte, daß diese vor lauter Nachdenklichkeit den gewohnten Gräberbesuch und Sonntagschwaß völlig vergaß und sich gleich von der Kirchtüre weg auf den Heimweg begab. Und während sie über das heckenumsäumte Zickzack des Kirchbühlwegleins hinuntertrippelte, blieb sie mehrmals selbstvergessen stehen und blickte über das sonntägliche Land zu den schneeglänzenden Bergen hinauf, als sollte ihr von dannen Hilfe kommen gegen die heillose Verwirrung, die des Pfarrherrn eindringliches Kanzelwort in der stillen Seele heraufbeschworen hatte.

Daß die Erregung eine so heftige war, kann nicht verwundern, wenn man bedenkt, was alles in letzter Zeit gegen die Stille und Geruhfamkeit ihres dörflichen Krämerlebens angestürmt war. Begonnen hatte es mit einem Artikel im Volksblättlein. Da war etwas über diese Steueramnestie gestanden, und bei wiederholtem Lesen begann man zu begreifen, daß dieses neu auftauchende Wort ungefähr etwas wie eine Straflosigkeit für Steuerbetrüger bedeute, die man um so erbarmungsloser zu striegeln gedächte, so man ihrer später habhaft würde. Zu gleicher Zeit war am Tor des Spritzenhauses ein buntes Plakat angenagelt worden. „Wo hüt a wird alls verstuüret!“ entschloß sich da ein braver Bürger, und Mutter Helvetia schaute ihm mit zufriedenen Lächeln über die Schulter in die ehrliche Steuererklärung. Und da das Spritzenhaus gleich gegenüber der Spezereihandlung der Rosina Dubach lag, so hatte deren ehrbare Inhaberin diese wohlgemeinte Mahnung tagtäglich vor Augen, bis ein stürmisches Wetter mit ihrem beunruhigten Gewissen willkommenes Erbarmen hatte.

Aber da kam schon jene Broschüre, die der Postbote aus einer mächtig angeschwollenen Tasche auf Rosinas Ladentisch legte. „So, Rösi,

das ist allweg schon etwas für dich. Wo hüt a wird alls verstüüret! Wirst wohl auch ein Schübeldchen von den Milliarden haben, die in unserem Ländchen nicht versteuert werden!“ neckte er blinzeln über den Ladentisch hinüber. Er bekam zwar recht barschen Bescheid; aber er mochte noch keine zwei Häuser weiter sein, stand Jumper Dubach doch schon zwischen den Kisten und Säcken ihres Hinterstübchens und begann das Schriftlein zu studieren, gründlich zu studieren, Bilder und Texte, Worte und Zahlen. Und seither war einfach eine gewisse Unruhe in das bisher so gefäßliche Lädelleben gekommen. Nicht genug, daß man selbst beunruhigt war, die Sache bildete in der nächsten Zeit den unerschöpflichen Stoff aller Ladengespräche. Saftige Nachsteuern, riesige Bußen, erwischte Siebenmal-Schlaue und nicht zuletzt das gefährdete Bankgeheimnis waren Dinge, die gar nicht etwa zur Seelenruhe der guten Krämerin beitrugen. Die Kunden wunderten sich, daß sie plötzlich zu viel oder zu wenig maß und wog, daß sie sich im Nötleinmachen verrechnete und im Herausgeld irrte.

Schlimmer war, daß sie, die sich bis dahin des ruhigen Schlafes aller Gerechten erfreut hatte, nun schon stundenlang wach lag. Darum hatte sie sich so sehr auf den Sonntag und auf eine jener erbaulichen Predigten ihres verehrten Pfarrherrn gefreut. Und wie sehr waren nun auch da ihre Erwartungen enttäuscht worden, und statt die beunruhigte Seele zu besänftigen, wühlte sie der gute Pfarrherr bis auf den Grund auf: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ Der klare, eindeutige Bescheid Christi an die Schläulinge, die sich durch ihn von den bürgerlichen Pflichten wollten freigesprochen hören. „Wo hüt a wird alls verstüüret!“ So sagte es unser Zahlmeister im Bundesrat und meint daselbe wie Christus! Gebt dem Lande, was des Landes ist! Unser Ländchen hat mit großen Kosten seine Unabhängigkeit, seine und auch deine Unversehrtheit bewahren können. Wir haben noch alles, du Hof und Vieh, du Speicher und Diele, du dein liebes Stöckli, du deine Werkstatt, deinen Laden und



„So, Rösi, das ist allweg schon etwas für dich.“

alle deine Vorräte — wir alle Hab und Gut vom Keller bis unters Dach, haben Geld und Gült — und schließlich haben wir alle unsere Lieben noch und haben zu essen und können uns kleiden. Und das Land verlangt dafür kein besonderes Opfer; von dir, der mehr hat als mancher andere, keinen besonderen Dank; es verlangt nur, was recht und billig ist, daß du ehrlich seist und dein redlich Teil beisteuerst. Gibst du es ihm, dem Land, was des Landes ist?

Ja, wenn man es nur wüßte! Ein schlechtes Gewissen hatte Jumper Dubach bis daher wirklich nie gehabt und war schlicht und unauffällig durch ihre altjümpferlichen Jahre gegangen, ohne je genau zu wissen oder zu untersuchen, wie weit sie sich eigentlich zu den Vermöglicheren zu zählen hätte. Zu Ende des früheren Krieges hatte der alte Krämerjakob seiner Tochter Haus und Laden und ein mäßiges Vermögelein hinterlassen. Es

war keine große Sache, immerhin so, daß ein Sattlergefelle fand, das hübsche Kieghaus mit dem Laden schattseits und dem buchsumrandeten Gemüse- und Blumengarten sonnseits wäre mit- samt dem sauberen Frauenzimmerchen und seinem Geld gar kein so übles Nest, um sich hineinzusetzen. Allein, dem stillen und gescheiten Krämerjümpferchen war der Vogel zu locker gewesen, und es hatte gefunden, ledig und wohl sei immer noch besser als verheiratet und übel. Und da es sich mit seinem zierlichen Posttürchen nur schlecht in ein bäurisches Wesen geschickt hätte und anderes Mannsvolk in Reichwil wenig zu haben war, so blieb es in Gottesnamen ledig und das Krämer- rösi. Es verkaufte weiter seinen Raglifaden und seine Marseillanerseife, Essig und Öl, Garn und Tuch und Schreibpapier und was alles sonst noch in diesen unscheinbaren Dorfläden zu finden ist. Ruhig waren seine Jahre dahingeflossen, wie ein unscheinbares Wiesenbächlein, an dessen Bord ja schließlich auch schöne Blumen wachsen für den, der die Augen dafür hat.

Und jetzt kam diese Amnestie und brachte dem guten Jümpferchen in kräftem Widerspruch zum Wortsinne lauter Not und Pein. Ja, freilich, es hatte gute Zeiten gehabt, und wenn man von der Plage des Karten- und Markenwesens absah, so waren gerade die Kriegsjahre bis daher nicht von den schlechtesten gewesen. Aufgeschrieben hatte es zwar nie viel und Rechnungen immer gleich bezahlt, wenn sie gekommen waren. Es war gerade darum bei seinen Lieferanten recht wohl an- geschrieben und hatte stets noch Ware bekommen, um die Größere umsonst bettelten. Die Preise waren ständig gestiegen, und immer noch konnte man aus den Vorräten des verschwiegenen Hinter- stübchens Dinge holen, die längst jenes eigentüm- lich gemischte Gerüchlein solcher dorfkrämerlicher Lagerräume an sich trugen. In Garn und Tuch wurde sogar manches wieder begehrte Mode, worüber vorzeiten das hinterste Schachenweiblein die Nase gerümpft hatte. Und so kam es, daß Jümpfer Dubach fleißiger als früher ins Städt- chen hinunterfuhr. Wenn dann an einem Tag, da die Reichwiler so recht in einem Werch standen und keine Kundschaft zu erwarten war, die grünen Läden vor die winzigen Schausensterchen gesetzt und alle Türen sorgsam geschlossen wurden, wenn

alsdann die Krämerin mit ihrem schwarzeidenen Handsäcklein auf dem Mittagsauto erschien, dann war der Postfrik nicht weit daneben, wenn er neckend wissen wollte, ob wieder einmal ein Schübelchen an den Scherm müsse.

Im Grunde hatte Jümpfer Rosina zu Geld und Gut eine recht eigenartige Einstellung. Wenn man hat, was man zu seinem schlichten Leben braucht, was soll man sich um ein Mehreres küm- mern! Sie verlieh sich in diesen Dingen ganz auf den Rat des Kassensverwalters im Städtchen, der um ein Kistchen guter Zigarren zu Neujahr seiner Kundin gern an die Hand ging. So waren gelegentlich neue Kassenscheine zu den alten ge- kommen, und die Ländchen und Fächlein der Schrägkommode hatten sich ganz unvermerkt ge- füllt. Denn eine ganz merkwürdige Gleich- gültigkeit verhinderte das schlichte Jümpferchen, auch nur die Zahlen seiner Sparhefte eingehender zu betrachten, geschweige denn einmal zusammen- zuzählen, was sich an Gült und Brief im Laufe der Jahre in seiner Kommode angesammelt hatte. Es war, wie wenn dies alles gar nicht ihm ge- hörte, sondern ihm nur zu treuer Verwahrung an- vertraut wäre.

Und nun ging es einem so! In langen nächt- lichen Stunden wälzte man sich unruhvoll im heißgewordenen Bett herum und suchte heraus- zubringen, ob man sich wirklich auch zu jenen vielen unbekanntenen Sündern zu zählen habe, die dem Kaiser nicht gaben, was des Kaisers war, die nicht gewillt waren, ihren Anteil an der schweren Last des Ländchens wie recht und billig zu tragen. Unablässig bohrte und bohrte des Pfarrherrn ein- dringlich Wort vom Christentum des Werktags, von jenen, deren Frömmigkeit gerade bis an den Knopf des Geldbeutels reiche, und von jenen, die Sünder seien, auch wenn kein roter Rappen un- recht Gut bei dem ehrlich verdienten zu finden wäre.

Als schon die ersten Hähne im Dorf zu krähen begannen, senkte sich über einem festen Ent- schluß doch noch ein ruhiger Schlaf in die auf- geschreckte Seele der ehrbaren Dorfkrämerin. Aber gleich nach acht stand sie auch schon vor dem noch etwas verschlafenen Gemeindevorsteher und fiel gleich mit der Tür ins Haus.

Ja, nicht wahr, man möchte ja wirklich nur, was recht und billig sei, und eben — da mit dem

Steuern, da sei es halt so eine Sache. Mit Wissen und Willen habe man wirklich nie etwas hinterziehen wollen. Aber, schließlich sei man eben auch nur ein einfältig Weibervölklein und verstehe von dem ganzen Gesetz- und Formularwesen in Gottesnamen wenig oder nichts. Und so — wenn es sich einrichten ließe, daß er einen Abend herüberkäme — es sollte sicher sein Schaden nicht sein. Man möchte die Sache doch einmal in alle Ordnung bringen und... .

„... und dem Kaiser geben, was des Kaisers ist!“ ergänzte mit einem behaglichen Lachen der Gemeindevogel. „Dir hat scheint's der Pfarrerherr auch auf das Lebendige gegriffen, oder etwa nicht, Röseli?“

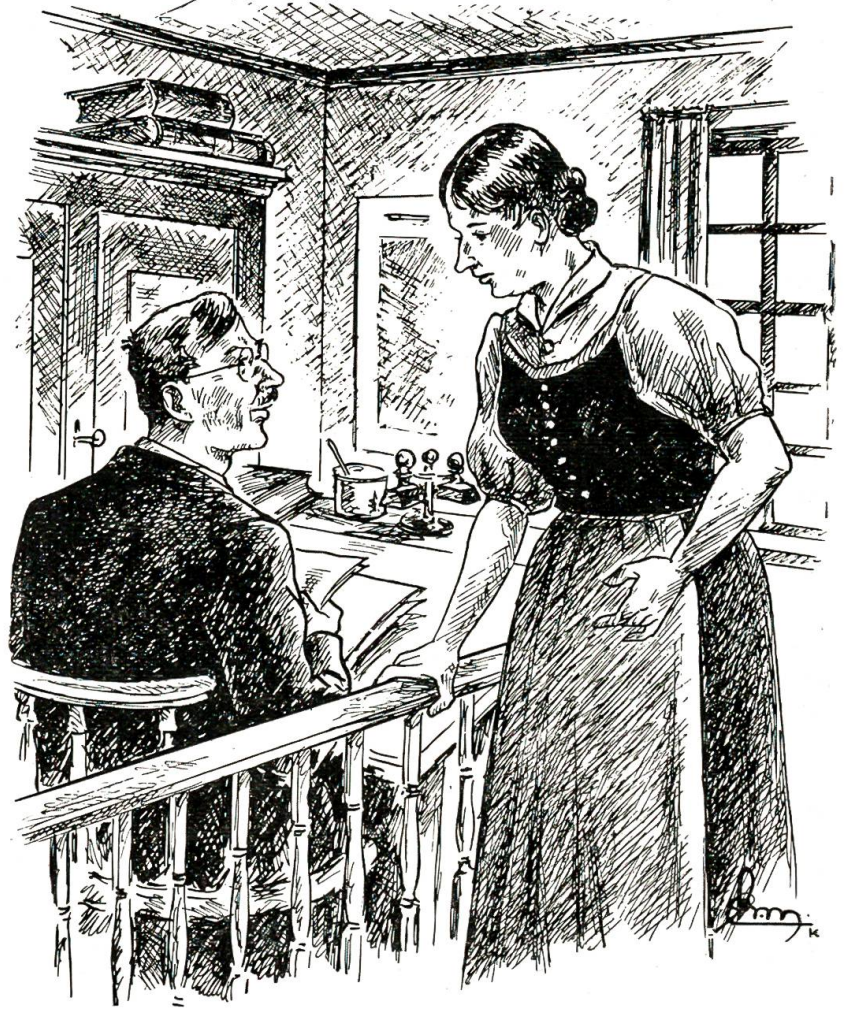
„Ich will nicht nein sagen; hingegen sind wir allesamt etwa Sünder und wissen nicht wie und womit“, verteidigte sich schlagfertig das Jümpferlein.

„Nun ja“, gab der Allwissende der Reichwiler zu, „es hätten es wahrscheinlich andere noch nötiger; aber die werden wohl ums Gewissen herum harthölziger sein als so ein Krämer-röseli.“

II.

So kam es, daß noch am selben Abend der Gemeindevogel in der stillen Stube der ehrbaren Krämerin saß und vorab ein Gläschen guten Roten und einen Teller Brezeln von der teureren Sorte vorgesetzt erhielt. Sodann mußte er, trotz seiner Bedenken für die blendendweißen Vorhänge, einen Stumpfen seiner Leibmarke anzünden, bevor sie sich gemeinsam hinter den geschäftlichen Zweck ihrer Zusammenkunft machten. Zuerst erläuterte der dörrliche Schriftgelehrte dem guten Jümpferchen ohne sichtlich großen Erfolg den ganzen Regenbogen der Steuerformulare, worauf seine Nachbarin dann ihre Schrägkommode öffnete und nun hin- und wiedergehend Fach um Fach leerte und die Beweistümer ihrer Habe vor ihm ausbreitete und aufschichtete. Der mußte sich vor Staunen erst ein-

mal die Brille putzen und sich in aller Stille und recht kleinlaut gestehen, daß es mit seiner Allwissenheit in der Gemeinde gar nicht so sehr weit her sei. Daß das Krämerrösli recht gut hinterlegt sein dürfte, das hatte er sich längst gesagt, und der Umstand hatte in gewissen Überlegungen der



„... und dem Kaiser geben, was des Kaisers ist!“

letzten Zeit gar keine so unwesentliche Rolle gespielt. Und wenn man auch so ein alleinstehendes Frauenzimmerchen nicht gerne plagt, so hatte ihm doch hie und da vorkommen wollen, etwas rundere Zahlen in der Steuererklärung wären gar nicht so übel am Platz gewesen. Hingegen, daß da wenig und nichts fehle, daß dieses unauffällige und unbeachtete Jümpferchen die vermöglichste Reichwilerin sei, wer hätte sich solches nur träumen lassen!

Er begann zu ordnen und zu zählen, einzutragen und zu addieren und baffte immer erregtere Wolken aus seinem Stumpen in den unauffälligen Lavendelduft der altjümpferlichen Wohnstube. Tausendduzend noch einmal! Da deckte die Amnestie ein hübsches Schübelchen auf!

„So, das wäre nun alles!“ hörte er endlich seine Nachbarin sozusagen erleichtert aufatmen.

„Alles?“ fragte der Gemeindefschreiber und lüftete die Brille an die Stirne hinauf, „sag es nur gleich recht, Köseli! Etwas weniges in Gold wird wohl auch noch in irgendeinem Fächlein zu finden sein, oder etwa nicht?“

„Gold —?“ besann sich in allem Ernst das Jümpferlein und schaute sozusagen besorgt auf seine Schrägkommode hinüber, „ei, doch — aber ich hätte bei Leib und Sterben mit keinem Gedanken mehr daran gedacht.“

Damit entnahm es irgendeinem Geheimfach ein ordentlich großes Zigarrenkistchen und wog es sichtlich erschrocken in den Händen.

„Es ist noch von Vater her da, und seit es Jahr und Tag kein Gold mehr gibt, habe ich es auch nie mehr aufgemacht. — Ich habe gar nicht gewußt, daß es soviel ist“, fügte es erklärend und sichtlich verlegen bei, als es die Schachtel offen vor den hilfsbereiten Nachbarn stellte. Dem Gemeindefschreiber begann es beinahe vor den Augen zu zwickern, als er all die Goldvögelein und „Breneli“ im Kistchen glänzen sah.

„Poß Strahl und Hagel!“ konnte er nicht verhalten, „es mag dir wohl bekommen sein, daß nicht jeder geahnt hat, was bei einem so allein-stehenden Weibervöcklein zu holen wäre! Du hättest sonst wahrlich recht unwillkommenen Besuch zu gewärtigen gehabt! Donnerchen, Donnerchen, was bist du eine Heimlichfeiß!“

Der guten Jümpfer Dubach war bei der Sache gar nicht mehr wohl zumute. Sie rechte recht tief in das Schackästlein und wollte dem Gemeindefschreiber vorab gleich ein Hämpfelchen zusteden.

„Schau, nimm du da gleich etwas! Es ist mir so gar nicht recht und — es lag wirklich nicht in meiner Absicht, betrügen zu wollen. Ich habe einfach nicht daran gedacht“, beteuerte sie in ehrlicher Bekümmernis.

„Wart du nur“, wies der Gemeindefschreiber den unbeholfenen Vorschuß besänftigend zurück, „erst wird jetzt alles zusammengestellt. Die Rechnung will ich dir dann schon machen.“

Und als er schließlich das runde Sümmdchen all der Goldbeiglein in seine Zusammenstellung eingetragen hatte, sah er nur zu gut, daß er nun seine ehrbare Nachbarin noch mit einigen guten Zusprüchen beruhigen müsse. „Nun ja“, machte er darum, zwischen langen Zügen an der frisch angezündeten Zigarre, „böser Wille war es ja sicher nicht, und es wäre bis dahin auch gar nicht ratsam gewesen, auf einmal so auszupacken. Es wäre ein teurer Spaß geworden! Dafür ist ja nun eben diese Amnestie da. Hingegen, etwas tiefer wirst du in Zukunft zum Steuernzahlen schon in den Beutel greifen müssen. Ich werde nun die Steuererklärung punktto Liegenschaft und anderem noch im Bureau fertigstellen und sie dir dann noch zum Unterschriften bringen. Dann brauchst du dir keine schlaflosen Nächte mehr zu machen!“ fügte er unter der Türe noch lachend hinzu.

Und nachdem Jümpfer Dubach ihrem gefälligen Nachbarn noch ein Päcklein seines Leibstumpens aufgenötigt und ihn mit vielfach wiederholtem Dank entlassen hatte, war sie wieder allein in ihren vier Wänden — und doch nicht mehr allein. Es war plötzlich ein Vermögen da, von dem man vorher sozusagen nichts gewußt hatte, und erwies sich als ein sehr unbequemer Hausgenosse im stillen Krämerstöckli. Es hatte übrigens noch eine weit unangenehmere Gefolgschaft, die Angst nämlich, die nun plötzlich das alleinstehende Frauenzimmerchen gar erbärmlich zu plagen begann. Stundenlang konnte es nachts wach liegen und mußte auf jedes Geräuschlein horchen. Zum erstenmal auch begann es zu merken, wie mutterseelenallein es doch in seinem kleinen Rieghaus sei. Die schöne Schrägkommode, bisher ein geschätztes Erbstück seiner Mutter selig, wurde dem geängstigten Jümpferlein zu einem wahren Alpdruck, und seine Fächlein und Lädlein durchtanzten seine angstvollen Träume. Hatte nicht der Gemeindefschreiber gesagt, wie es unheimlichen Besuch zu gewärtigen hätte, wenn gewisse Leute wüßten, was da zu holen wäre! Das Gold! Schließlich lag das leidige Schackästlein unter

dem Hauptkissen seiner geplagten Besitzerin, die darauf wahrlich nicht besser schlief.

So sah denn unser gutes Jümpferchen von Tag zu Tag mit mehr Sorge dem Abend entgegen, und das Wissen um sein Vermögen machte es mißtrauisch gegen jedes und jeden. Konnte man doch nie wissen, wer es auf das bißchen Geld abgesehen hatte. Drei-, viermal mußte nachgesehen werden, ob ja auch alles gut geschlossen und verriegelt sei. Daß die Sache nicht besser wurde, als der Gemeinbeschreiber die Steuererklärung zum Unterschreiben herüberbrachte und die Krämerin nun schwarz auf weiß in einer runden, sechsstelligen Zahl ihr Vermögen aufgezeichnet sah, das läßt sich recht gut begreifen.

„Herrjeh! Soviel!“ entsetzte sie sich wie aus allen Himmeln gefallen, „was soll man um Gottswillen mit so viel anfangen?“

Aber auch der Gemeinbeschreiber schien irgendwie von der unerwartet hohen Zahl bedrückt zu sein.

„Manch einer wüßte schon etwas damit anzufangen“, meinte er nur in einer an ihm ganz fremden Art, „hingegen, bei dir ist es wenigstens sicherer als bei solchen.“

„Ja, — mag sein“, gab Kösi nachdenklich zu, „aber freuen kann ich mich nicht daran.“

„Ehrlich gesagt —“, begann darauf der Gemeinbeschreiber nach einem Augenblick des Zögerns, „auch mir ist es keine Freude und eigentlich ein arger Strich durch eine Rechnung, die ich schon sozusagen aufgehen sah. Aufrichtig gesagt, Köseli, ich wollte auch, du hättest es nicht.“

„Du?“ mußte sich da das Krämerkösi ehrlicherweize verwundern, „was tut das dir?“

„Ja nun — eigentlich wollte ich gar nicht mehr davon reden“, besann sich der Gemeinbeschreiber noch einmal, fuhr aber dann doch fort: „Schau — du weißt ja, nun bin ich schon gut ein halbes Duzend Jahre Witwer und habe auch sonst niemand weit und breit. Und wie es mit den Haushälterinnen ein Verding ist, das siehst



„Boß Strahl und Hagel!“

ja auch du als Nachbarin gut genug; es läßt sich zur Not schon kutschieren, aber heimelig und wohl wird es einem dabei selten. Und da — eben ja, da war ich drauf und dran, dich zu fragen, ob wir nicht aus unsern zwei Einspännern einen Zweispänner machen könnten. Aber jetzt, seit ich da um dein Vermögen weiß, da will mir die Sache eben auch gar nicht mehr schicklich erscheinen. Es sähe zu sehr danach aus, als ob es mir um das leidige Geld ginge.“

Bei dieser unerwarteten Wendung der Dinge lief unser gutes Jümpferchen in Tat und Wahrheit so rosig an wie ein tausendwöchiges, das zum erstenmal ums Heimbegleiten gefragt wird.

„Ei, Jakob! Was fällt dir ein!“ wehrte es unwillkürlich ab, „wir in unsern alten Tagen! Ganz abgesehen vom Geld — was würden da

die Leute sagen. Und — ja, ich habe mir so etwas längst aus dem Sinn geschlagen.“

„Ja nun“, fügte Jakob in einem Tone hinzu, dem man doch ein leises Bedauern anhörte, „ich habe ja selber gesehen, daß es sich nun nicht mehr tun läßt. Das ist halt nun einmal verpaßt. Aber nimm es mir nicht übel, und wenn ich dir sonstwie dienlich sein kann, mit dem Geld oder so, dann komm nur, es soll sicher nicht nein heißen.“

III.

Damit war eigentlich die Sache abgetan; wenigstens für den Gemeindefreiber, der sich mit einigem Seufzen hinter ein neues Inserat für das Volksblättlein setzte.

Für Jümpfer Dubach dagegen hatte die Sache ein Häkchen, das sich nun einmal verfangen hatte und sich nicht so einfach lösen lassen wollte. Und je länger sie von der unheimlichen Angst geplagt wurde, je mehr ihr das Vermögen zu einer unerträglichen Last wurde, desto tiefer hatte es ein und beunruhigte das Jümpferchen gar sehr. Wenn es zuvor trotz der paar Silberfäden im straffgekämmten Haar immer noch geblüht hatte wie ein Hagröschen, so verlor es nun fast von Tag zu Tag Frische und Farbe, so daß die Kunden besorgt nach seiner Gesundheit zu fragen begannen.

Nun aber war Jümpferchen Rosalie, so sehr es seiner äußerlichen Zierlichkeit auch widersprach, seiner Lebtag nie allzu lange unentschlossen gewesen und hatte alle die Widerwärtigkeiten, die sich ja auch ihm in den Weg stellten, stets mit froher Zuversicht zu überwinden gewußt. Und da es in seinem Vermögen die Ursache seines Ungemachs sah, so fiel ihm plötzlich das Bibelwort vom Gliede ein, das man abhauen und fortwerfen soll, wenn es einen ärgerte. Und da es sich sagte, daß ihm denn doch das Geld noch lange nicht ans Herz gewachsen sei wie irgendeines seiner Gliedlein, so wäre es wohl dumm, wenn es sich nicht davon trennte und so der Plage ein Ende setzte. Wegzuwerfen brauchte man es darum noch lange nicht; es gab auch noch vernünftigerer Möglichkeiten, seiner loszuwerden.

Und dann — war nicht in weit zurückliegenden Jahren Jakob sein Schulschächlein gewesen? Man hatte sich damals recht gut leiden mögen, als man zusammen ins Städtchen hinab in die Sekundar-

schule ging. Und jetzt war er ja wirklich übel und zu bedauern mit seinen Haushälterinnen, die alle Regentage wechselten — und wer weiß, fiel der Gute noch auf irgendeine besonders Geschliffene herein, und das wäre denn doch schade um den Jakob, rechtschaffen und treuherzig wie er doch war! Daß er sogar um des Geldes willen absieht, der Gute und Brave! Vielleicht — wenn nur noch das halbe Geld da wäre — man könnte ja die andere Hälfte für einen guten Zweck stiften — vielleicht, daß er dann — wer weiß —.

Das Jümpferchen mußte sich die Sache doch noch nicht so endgültig aus dem Sinn geschlagen haben; wenigstens schienen die Gedanken gar nicht so unwillkommen zu sein. Schon, daß man die Sorge um das plötzlich sich bemerkbar machende Vermögen auf so verlässliche Schultern abladen könnte. Und dann — man war auch nicht mehr zwanzig, und wie rasch kommt doch das Alter, wo man erst recht unbehülflich wird. Wie schön wäre es, zu denken, daß man einmal nicht so mutterseelenallein in seinen vier Wänden mühte hausen, allein mit der ewigen Angst und dem leidigen Geld. Immer wieder trat der guten Krämerin das trauliche Bild jenes Abends vor die Seele, als Jakob dort in der Ruhbettecke gesessen war, das Gläschen Roten vor sich und wohligh den Rauch seines Stumpens ins Lampenlicht blasend, und ebenso wohligh zog das alternde Jümpferchen die allerletzten Reste dieses Stumpengerüchleins in die Nase. Das war alles so schön — und im Grunde auch so vernünftig, daß es gar nicht so lange dauerte, bis der hilfsbereite Nachbar in Tat und Wahrheit wieder in der Ruhbettecke saß. Und wieder sprach man vom Geld.

„Die Hälfte des Vermögens los werden! Nichts Leichteres als das!“ lachte der Gemeindefreiber aus seiner Behaglichkeit hervor. „Da ist zum Beispiel schon einiges Geld beisammen, um da oben am Kirchbühl ein Altersheim für den ganzen Bezirk zu errichten. Da könnte ein tüchtiger Zuschuß manchem Alterchen noch zu einem behaglichen Heim verhelfen, bevor es an einem noch kleineren Ort Platz hat. Dazu könnte man sich für seine eigenen alten Tage gleich eine sichere Stube und Pflege erkaufen.“

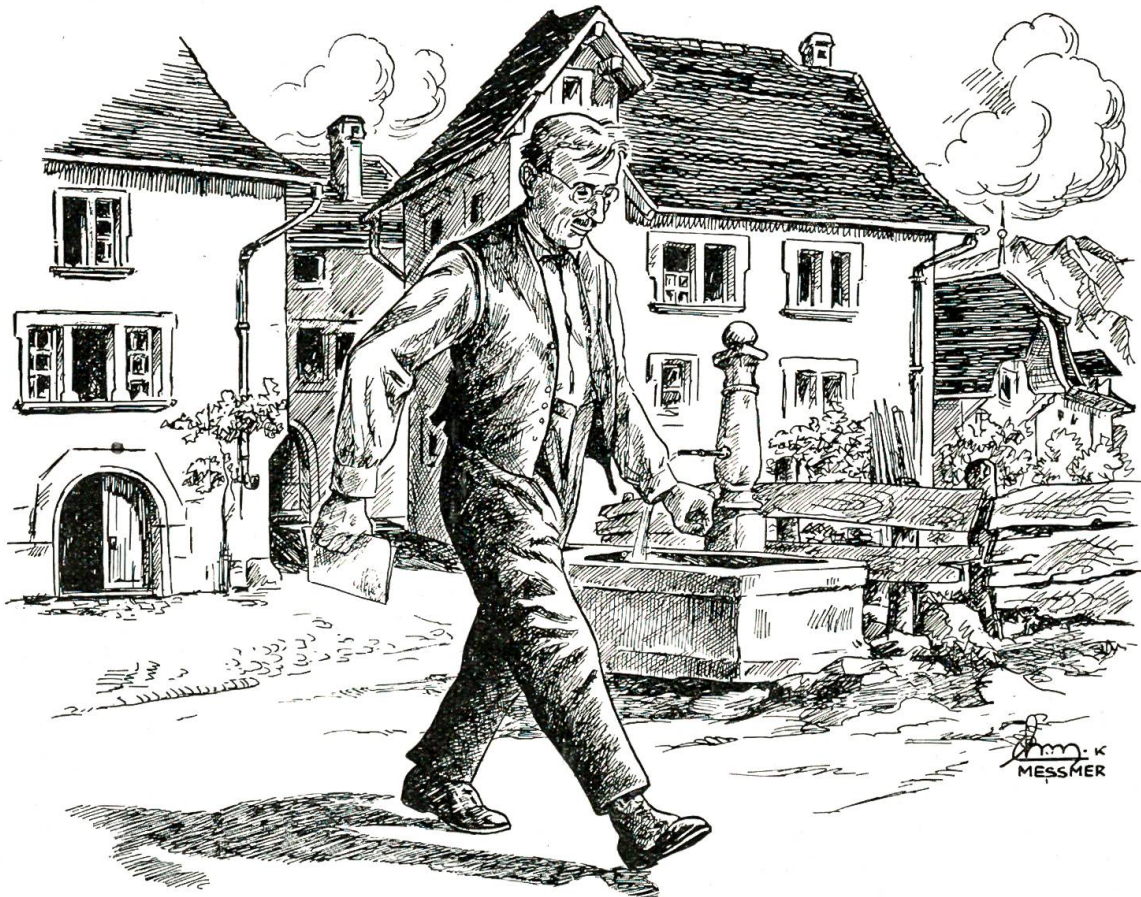
„Ja, so ein Altersheim“, stimmte Jümpfer Rosalie gleich bei, „das ist eine rechte Sache, und

ich wäre froh, wenn du das bald in Ordnung bringen wolltest. Und wegen der Stube — nun ja — so für alle Fälle — hingegen, Jakob, wenn ich so doch nur noch die Hälfte hätte —“

Jakob sah seine Nachbarin völlig verständnislos an. Diesmal war eben er es, der sich die Sache völlig aus dem Sinn geschlagen hatte.

zeiten alles wegzugeben. Wenn es wolle, so könne es ja den Rest testieren auf Ableben.

Da war nun unser gutes Zümpferchen doch einmal am Hag. Schließlich hinstehen und sagen: Ich habe das Hindernis weggeräumt, so nimm mich jetzt! Wem ginge das einfach so von den Lippen? Aber gleich die Flinte ins Korn zu



... und lief, wie er stand, am helllichten Tag in den Dorfladen hinüber ...

„Ich meine —“, mußte darum das verlegene Zümpferchen noch deutlicher werden, „— ich meine, Jakob, ob dir die Hälfte noch zuviel scheint?“

Allein, wie soll einer etwas merken, woran er mit Leib und Seele nicht im entferntesten denkt.

„Zuviel, die Hälfte?“ wiederholte er darum erstaunt die Frage und fuhr nach einem Augenblick beruhigend fort, es sei schon in Ordnung, und niemand könne ihm zumuten, schon zu Leb-

werfen, daran dachte das plötzlich doch noch heiratslustig gewordene Krämerroslein keineswegs, und es sann auf eine List.

Und schon hatte es eine gefunden. Während es seinem Nachbarn noch einmal das Gläslein voll schenkte, erkundigte es sich in freundschaftlichster Weise nach dem Erfolg seines Haushälterinnengesuches im Blättlein. Da hatte nun der bedauerliche Witwer wirklich nichts zu rühmen: Keine einzige annehmbare Offerte war eingelangt. Wie das auf die Länge noch gehen solle, das wisse er nicht.

„Nur nie die Hoffnung verlieren“, ermunterte ihn das listige Zümpferchen mit einem Lächeln, das auch in härtere Herzen hätte einzudringen vermocht. „Es geschehen auch heute noch Wunder, und manchmal schon hat eine Sache nur über Nacht völlig geändert.“

Und wirklich — über Nacht änderte auch diese Sache, und der Gemeindefreiber hatte am nächsten Morgen eine Offerte, die ihm geradezu wie ein Wunder erschien: Eine saubere, ordentliche Frau gesetzten Alters, bisher einen eigenen Haushalt führend, mit ansehnlichem Vermögen, so daß die Lohnfrage unwesentlich sei; wichtig dagegen falle gute Behandlung und familiäre Aufnahme ins Gewicht. So hieß es, und das Merkwürdigste war noch der Schluß: Näheres, wie auch die Adresse, sei bei Zümpfer Rosalie Dubach zu vernehmen, die der Stellessuchenden persönlich sehr nahestehe.

Da der Gemeindefreiber die sonderbare Offerte mehr als nur einmal durchlesen mußte, fiel ihm auf einmal irgendwie die Schrift auf. Es schien ihm, als sollte er diese etwas altertümliche deutsche Schrift, diese sauberen, gestochen feinen Buchstabelein einfach kennen — — und plötzlich ging ihm ein Licht auf, ein helles Licht, und er hörte seine zierliche Nachbarin fragen: „—ich meine, ob dir die Hälfte noch zuviel scheint?“ Und da erinnerte er sich auch wieder ihres früheren Gesprächs. Er schlug sich an die Stirne und schalt sich einen Hornochsen und noch schlimmeres Getier und lief, wie er stand und ging, am helllichten Tag in den Dorfladen hinüber, wo er sich diesmal nicht nur ein Päcklein Stumpfen einhandelte, sondern das geruhsame und dauerhafte Glück zweier einsamer Menschen —

und das mag das Beste und Schönste gewesen sein, was die Amnestie hat zustande gebracht.

Verdis Urteil

Nachdem ein junges Mädchen Verdi vorgespielt hatte, sagte er zu den Eltern des „Wunderkindes“: „Ihre Tochter ist vorzüglich ausgebildet. Sie spielt ganz nach der Bibel.“ — Großes Erstaunen, dann eine schüchterne Frage. — „Nun ja, die Linke weiß nicht, was die Rechte tut.“

Nur Mut, Anton . . .

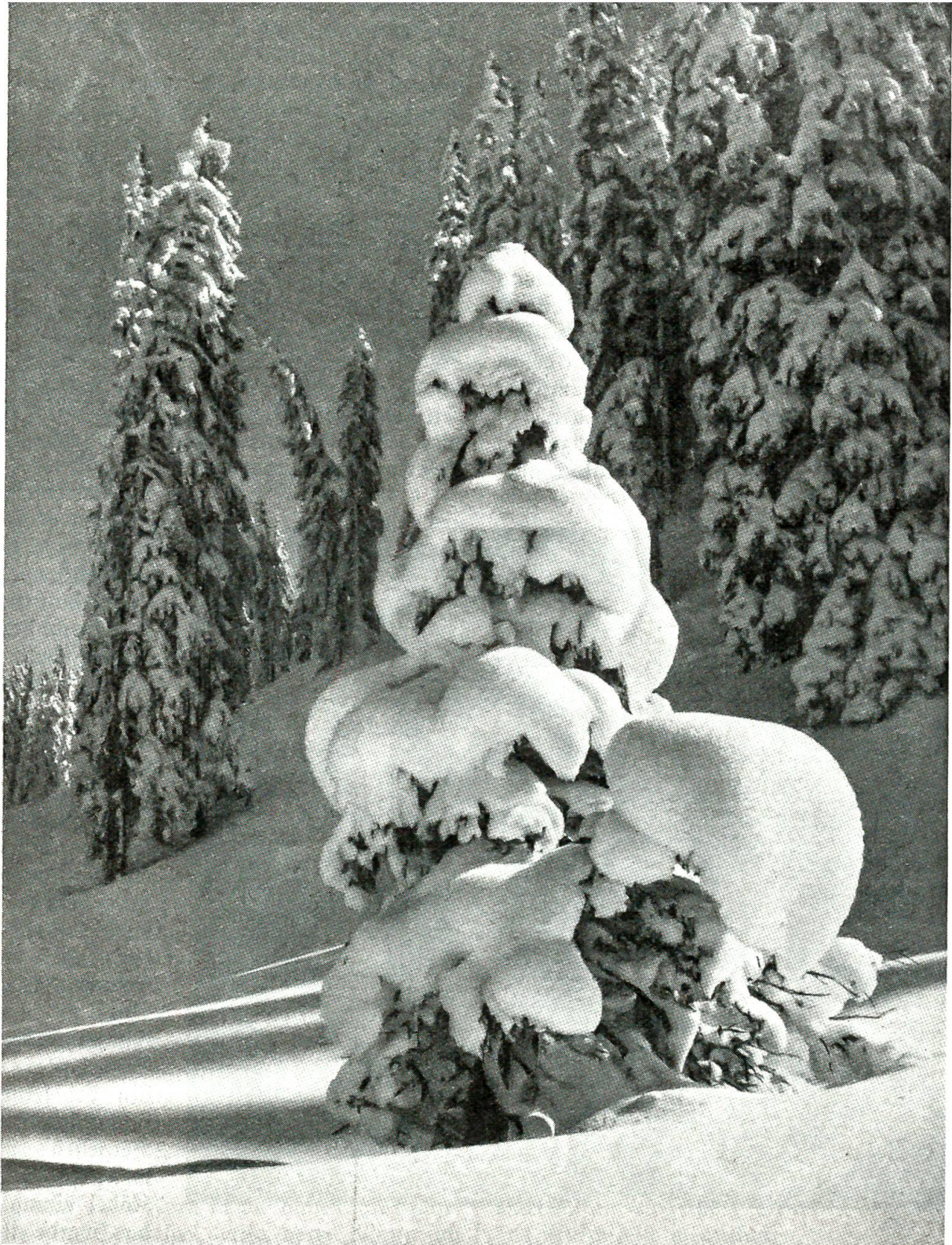
„Ich habe die Ehre, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter anzuhalten!“ — „Gut, junger Mann! Können Sie denn aber auch eine Familie ernähren?“ — „Aber gewiß!“ — „Bedenken Sie, wir sind acht!“

Schottisch

Geschäftsreisender telegraphiert seiner Firma: „Werde seit gestern durch furchtbarsten Wirbelsturm auf der wildesten Orkneyinsel festgehalten. Drahtet Instruktionen.“ — Drahtantwort: „Rechnet Ferien ab gestern.“

Chinesische Anekdote

Vier chinesische Baumwollhändler hatten gemeinsam ein Lagerhaus gepachtet, in dem sie ihre Baumwolle lagerten. Um das kostbare Gut vor gefräßigen Nagetieren zu schützen, kauften sie auch gemeinsam eine Katze, und als das Tier sich bewährte, vereinbarten sie, daß jedem von ihnen ein bestimmtes Bein der Katze zu eigen sei. Nun verletzte sich die Katze einmal an der rechten Vorderpfote, und der Eigentümer dieses Beines machte um die franke Stelle einen Umschlag, den er der schnelleren Heilung wegen mit Öl tränkte. Unglücklicherweise kam die Katze mit dem ölgetränkten Verbande einem offenen Feuer nahe; der Lappen fing Feuer; die Katze raste, von Schmerz gepeinigt, zwischen die Baumwollballen; und Baumwolle und Lagerhaus gingen in Flammen auf — die Katze aber entkam. Entrüstet stellten die Eigentümer der drei gesunden Beine gegen den Eigentümer des franken Beines einen Antrag auf Schadenersatz. Die Sache kam vor den Richter, der sich auch die Katze bringen ließ und lange, lange überlegte, bis er das wahrhaft salomonische Urteil fällte: „Da die Katze ihr krankes Bein nicht zum Laufen benutzen konnte, bediente sie sich ihrer drei gesunden Füße, als der Verband Feuer fing. Die Baumwolle konnte nur in Brand geraten, weil die Katze ihre drei gesunden Beine benutzte. Es steht also fest, daß der Eigentümer des franken Katzenbeines unschuldig ist, vielmehr die Besitzer der drei gesunden Beine ihm vollen Ersatz des erlittenen Schadens schuldig sind!“



Weiβes Marchen

Photo Otto Zurter, Davos-Platz